

### GERÜCHE, GERÄUSCHE, ANSICHTEN

Die Feuilletons von Sigismund von Radecki ergänzen das vielfältige Bild von den 1920er und 1930er Jahren

Wenn von der Geräuschkulisse der modernen Großstadt die Rede ist, ist der Verweis auf jene Passage in Rainer Maria Rilkes *Malte Laurids Brigge* selbstverständlich, in der er in die Haut seines dänischen Adligen schlüpft, der zum ersten Mal in die Großstadt, namentlich Paris kommt und unter dem ungewohnten nächtlichen Getöse leidet (als ob es in den Häusern auf dem Lande immer nur ruhig

wäre, bis aufs Hundegebell). Im selben Jahr, in dem Rilkes Roman erschien, reist ein junger Bergwerkhospitant und kommender Ingenieur aus dem Aachener Steinkohlegebiet nach Paris – nachdem er endlich gewahr wird, dass diese Sehnsuchtsstadt nur wenige Eisenbahnstunden entfernt ist. Er spricht nur ein paar Worte Französisch, mit Hilfe eines Paris-Baedekers, den er sich vor Ort besorgen kann,

gelingt es ihm aber, sich immerhin in einem Hotel einzumieten, dessen Besitzer angeblich deutsch spricht (der hat aber alles vergessen, wie er radebrecht). Nun also die erste Nacht in Paris, aber nichts von der Kakophonie, unter der unser junger Däne leidet, nur „ein dumpfes, ungeheures Rauschen, wie von einem Meer. Doch da hörte ich die Pendüle ticken, und da – erst da während meiner ganzen Reise! – merkte ich, daß ich tatsächlich in Paris war.“

Nicht also die akustische Überflutung und die Aufdringlichkeit der urbanen Umgebung, sondern eine Soundkulisse, die aus dem Zimmer ausgesperrt bleibt, skandiert vom Ticken einer Pendeluhr, die als einziges technisches Utensil dem reisenden jungen Mann näherücken darf. In der Kombination von beidem liegt die Gewissheit, dass der Ort, an dem er sich befindet, tatsächlich jenes Urbild urbanen Lebens ist, als dass Paris bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gilt.

Jener Reisende würde allerdings später nicht beim Bergbau bleiben, sondern sich ab 1923 völlig der Literatur widmen, und hier vor allem den Übersetzungen aus dem Russischen und der Kleinen Form, die seit etwa zwei Jahrzehnten größere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Und das mit gutem Grund, ist die Kleine Form doch eng verbunden mit dem Aufstieg eines Teils der Neuen Medien des frühen 20. Jahrhunderts, der Zeitung, der Zeitschrift und der Illustrierten. Mit deren Durchsetzung wuchs die Nachfrage nach knappen, eindrucksvollen Texten, die unterhaltsam, intelligent geschrieben und dabei erhellend in ihren Beobachtungen und Reflexionen waren.

Sigismund von Radecki nun ist in diesem Kontext bislang kaum aufgefallen und hat keine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie der Herausgeber des nun bei Wallstein erschienenen Auswahlbandes mit Feuilletons, Hans-Dieter Schäfer, bemerkt. Zu Unrecht, wie er zugleich betont.

Denn mit Sigismund von Radecki gebe es einen „Schriftsteller von europäischem Rang“ wiederzuentdecken. Dass dies bislang nicht

geschehen sei, führt Schäfer darauf zurück, dass Radecki nach 1945 vor allem als humoristischer Schriftsteller reüssierte. Das *ABC des Lachens* – eine Anekdotensammlung, die 1953 bei Rowohlt erschien – erreichte bis Anfang der 1980er Jahre eine Auflage von 350.000 Exemplaren – eine der weiteren Erfolgsgeschichten, die nach dem Krieg im Rowohlt-Verlag geschrieben wurde. Schäfer moniert allerdings auch, dass der Bewunderer und zeitweise Weggefährte Karl Kraus' und Else Lasker-Schülers, der in seinen Jugendjahren für die neueste Literatur seiner Zeit geschwärmt hatte, nach dem Krieg die „Moderne zu geistreichen Plaudereien abgeflacht“ habe. Was allerdings noch zu beweisen wäre, auch mit Hinblick auf die Frage, was das intelligente Feuilleton der 1920er Jahre von den geistreichen Plaudereien der 1950er Jahre unterscheiden soll? Wahrscheinlich ist das wenig, bis auf den Umstand, dass das neue Phänomen Kleine Form in den 1950ern in die Jahre gekommen war und sich an seiner elaborierten Fassung sehr gut ihre Entstehungsbedingungen ablesen ließen: die Entstehung der Kleinen Form aus den Anforderungen der medialen Revolution im kapitalistischen Zeitalter? Intelligent schreiben, ohne das System selbst in Frage zu stellen? Sigismund von Radecki hat dies zweifelsohne bis zur Perfektion beherrscht und Texte geliefert, mit denen man es sich im Unbehausten bequem zu machen vermochte. Und die Kultur der (vermeintlichen) Restaurationsjahre der Nachkriegszeit hat dies in extenso goutiert. Es gibt also doch so etwas wie ein angenehmes Leben in solch zerrütteten Zeiten.

Der 1891 in Riga geborene Sigismund von Radecki schlug erst nach einer kurzen Laufbahn als Ingenieur eine literarische Karriere ein. Karl Kraus, bei dem er seine eigentlichen Studienjahre verbracht haben will, ist sein literarisches Idol, wie bei vielen seiner Zeitgenossen (wenn man Alfred Kerr einmal ausnimmt). Ende der 1920er Jahre begann Radecki im literarischen Betrieb aufzutreten. Ein erster Auswahlband erschien 1929 bei Jahoda & Siegel in Wien, allerdings sind

die Druckorte seiner Feuilletons nicht nachgewiesen und immer noch weitgehend unbekannt (wie dem Anhang des von Schäfer herausgegebenen Auswahlbandes zu entnehmen ist). Was das *Schriftenverzeichnis Sigismund von Radecki* von Dirk-Gerd Erpenbeck, das auf der Website der Baltischen Kommission veröffentlicht worden ist (2009 und Nachtrag 2013), an Druckorten angibt, ist nur ein, wenngleich bedeutender Anfang. Aber es sind prominente Zeitungen und Zeitschriften darunter, die Vossische Zeitung oder die Weltbühne, das Berliner Tageblatt, aber auch und besonders die Rigasche Rundschau, die nicht als erste Adresse gelten kann.

Im Jahr 1936 wechselte Radecki dann mit seinem nächsten Auswahlband zu dem Verlag, in dem er erfolgreich werden sollte, Rowohlt. Dass Radecki eben nicht bei Rowohlt blieb, sondern auch später bei Hegner, Kösel und schließlich sogar Herder verlegt wurde, zeigt an, in welchem Teilbereich der literarischen Kultur er sich anzusiedeln vermochte und ist zugleich ein Hinweis darauf, wo er sich mit seiner Konversion zum Katholizismus sah. War Rowohlt für ihn in den 1930er Jahren nicht nur der Steigbügel zum Erfolg, sondern auch ein hinreichender Kompromiss, den er mit dem System schließen konnte (man bedenke, dass Rowohlt indirekt zum Eher-Verlagsimperium gehörte, dem NS-Partei-Verlag in München), konnte Radecki sich nach dem Krieg seine Verlage aussuchen. Die Mischung, die dabei herauskam, ist aufschlussreich. Was man freilich nicht gegen ihn wenden muss, sondern eher als Anlass nehmen sollte, weiter gehende Fragen zu stellen, was die literarische Kultur der 1950er Jahre angeht.

Radecki, den man am besten vielleicht mit Peter Bamm vergleichen kann, der eine ähnliche Karriere machte, siedelte nach dem Krieg in die Schweiz über, der er bereits zuvor verbunden war.

Bereits während der NS-Zeit publizierte er in der Schweiz. Und anders als bei Ernst Wiechert, der sich 1933 mit großem Engagement für das NS-Regime verwandte, anschließend

aber in Ungnade fiel, um dann nach dem Krieg Deutschland enttäuscht den Rücken zu kehren, ist Radeckis Wohnortwechsel in die Schweiz weniger politisch konnotiert. Er selbst bemerkt dazu, dass „die Luft in den Bergen reiner“ sei, was man auslegen mag oder nicht. 1970 starb er in Gladbeck während eines Krankenhausaufenthaltes.

War Radecki in den 1950er Jahren ein erfolgreicher Schriftsteller, kam er in den 1920er Jahren für die Kleine Form fast schon ein wenig spät. Walter Benjamin, Franz Hessel und Victor Auburtin, die als die bekanntesten Vertreter des Feuilletons gelten können, hatten die Grenzen des Genres schon ausgelotet. Und Radecki folgt ihren Vorgaben: Beobachtungen des städtischen Flaneurs, Erinnerungen des Erwachsenen in der entfremdeten und urbanen Moderne an die Kindheit, Reflexionen über die Moderne und ihre Gegebenheiten und Reisefeuilletons machen seine Texte aus.

Hans-Dieter Schäfer bildet dieses Themenspektrum in seinem Auswahlband ab: Im ersten Teil („Die Lunge von Berlin“) finden sich urbane Feuilletons, im zweiten („Mein Pferd Pudding“) die Kindheitserinnerungen und im dritten („Atem der Länder“) sind die Reisefeuilletons zu finden. In einem vierten Teil hat Schäfer die Erinnerungen an Karl Kraus und Else Lasker-Schüler, Puschkin-Anekdoten, Russische Redensarten und eine Eigenbiografie Radeckis abgedruckt, Vermischtes also, was unter die anderen Rubriken nicht zu fassen war. Wenigstens die Anekdoten und Redensarten weisen denn auch schon auf das spätere Profil Radeckis hin – wobei ihr Stellenwert und ihre Funktion in der Nachkriegskultur noch zu bestimmen wäre.

Dass Radecki ein beeindruckender Repräsentant der Kleinen Form vor dem Krieg ist, zeigt dieser Band allemal, vor allem bei den urbanen und bei den Reisefeuilletons. Für ihn nimmt die Literatur die Rolle des Aufzeichnungsapparates ein, was er in seinen *Kleinen Momentaufnahmen* kurz und knapp umreißt. In einem anderen Text, der zu den Kindheitserinnerungen gehört, wird der Fotoapparat zu einem Instrument, mit dem „nicht mehr die

Welt, wie sie war“ sieht, sondern „wie sie sein sollte“.

Seine Berlin-Feuilletons nehmen all jene Widersprüche auf, die den modernen und urbanen Alltag im frühen 20. Jahrhundert bestimmen, das „süße Rauschgift“ mithin, „das uns der gewaltige Ober Berlin aus Flammenlettern, Autogedröhn, Schminke und Frühlingsluft zusammengemixt hat“. Allerdings fügt Radecki dem visuellen und akustischen Moment, das aus den Feuilletons anderer Autoren bekannt ist, ein olfaktorisches hinzu: Die Luft auf der Straße ist „ein rosiger elektrischer Staub“, durchzogen allerdings von einem „urheimatliche(n)“, „unvergeßliche(n) Geruch nach Kartoffelpuffern“. Die unbehaute, technisierte Moderne in dieser jungen Stadt Berlin gebiert aus sich selbst heraus wieder so etwas wie biedere Geborgenheit. Ein Denkmuster, das Radecki nach dem Krieg grundsätzlich weiterführte.

Erstaunlich an alledem ist jedoch, dass sich die Feuilletons vor 1933 nicht merklich von denen nach 1933 unterscheiden. Zwar gehörte Radecki, wenn man Schäfer folgen darf, wohl mehr oder weniger der Inneren Emigration an und hat zudem versucht, seine Leser gegen die „Volksgemeinschaftsideologie unempfindlich zu machen“. Das Mittel dazu sei seine strikte Fokussierung auf das wahrnehmende Subjekt gewesen. Wie weit das allerdings belastbar ist, bleibt zu fragen (ohne dass man Radeckis Distanz zum NS-Regime in Frage stellen muss). Auffallend ist eben vor allem, dass zumindest in den hier vorgestellten Texten zwischen der urbanen Moderne in der sogenannten Systemzeit und im Nationalsozialismus kein Unterschied bemerkbar ist. Mehr

noch, dass der Nationalsozialismus in diesen Texten nicht einmal beiläufig präsent ist. Er ist schlicht nicht erkennbar.

Das ist sicher auch ein Resultat der textlichen Operationen Radeckis und möglicherweise auch auf seine Distanz zum Regime zurückzuführen. Daneben aber stützt dieses Phänomen allerdings auch die Überlegung, dass – die ideologische Oberfläche des Regimes einmal vernachlässigt – das nationalsozialistische Deutschland eben auch eine moderne, industrialisierte und urbanisierte Massengesellschaft war, die sich nur in einigen wenigen Elementen von anderen Massengesellschaften unterschied, unter anderem dadurch, dass es durch ein autoritäres, völkisch phrasierendes Regiment bestimmt wurde. Gerade das aber macht den Erfolg des Nationalsozialismus so befremdlich und gibt zu nachhaltigen Befürchtungen Anlass: Die Moderne ist eben nicht immun gegen ein autoritäres, chauvinistisches System. Sie kann auch unter solchen Vorzeichen immer noch die Annehmlichkeiten einer entstehenden Konsumgesellschaft bieten, zumindest solange sie nicht auf den Krieg hin fokussiert ist. Gerade das aber mag der Malus des Nationalsozialismus gewesen sein. Radecki hat ihn allerdings lieber ganz zum Verschwinden gebracht.

**Sigismund von Radecki: Die Stimme der Straße. Feuilletons. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hans-Dieter Schäfer. Göttingen: Wallstein 2014. 356 Seiten. Euro 22,90.**

Walter Delabar

Zuerst erschienen in JUNI 51-52. Bielefeld 2016, S. 329-332.